

# Pastoraltheologische Grundlegung<sup>1</sup>

## 1. Sakral oder profan, sakral und profan – oder ganz anders?

### 1.1 Die Welt ist Gottes voll

Programmatisch stellt Christian Bauer der Publikation des Forschungsprojekts TRANSARA im ersten Aufsatz die Frage voran: „Wohnt Gott nicht mehr hier?“ – diesen architekturtheologisch genialen Titel trug eine vom Päpstlichen Kulturrat im November 2018 in Rom veranstaltete Konferenz zur Kirchengenutzung. Eine wirklich gute Frage: Wohnt Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, dessen Gnade noch den letzten Winkel unseres Alltags durchdringt, denn nicht mehr in einer profanierten Kirche? Wie groß muss man den Welt-Raum eines Gottes eigentlich denken, dessen verborgene Präsenz wir nur erwartungsvoll erahnen können? Und welchen Ort haben unsere gebauten Kirchen in diesem Zusammenhang?“<sup>2</sup>

Am Beispiel der Stuttgarter Kirche „St. Maria als ...“ zeigt Bauer einen neuen Weg des Umgangs auf: „Die gestalterische Frage ... „Wem gehört die Stadt?“ wird zur pastoralen Frage „Wem gehört die Kirche?“ und zur theologischen Antwort: Gott – und daher letztlich auch allen Stadtbewohner\*innen. Zusammen mit diesen hat „St. Maria als ...“ einen ‚dritten Weg‘ zwischen Sakralisierung und Profanierung gefunden. Dieser verbindet unterschiedlichste pastorale Raumnutzungen im Zeichen eines Heiligen, dass jenseits der Unterscheidung von Heiligem und Profanem liegt: Denn das Heilige und das Sakrale sind nicht dasselbe.“<sup>3</sup> Laut<sup>4</sup> dem französischen Religionssoziologen Durkheim liegt dort ein religiöser Sachverhalt vor, wo Religiöses von Profanem getrennt wird (bspw. sakralisierte Tabuzone des Altarraumes). Laut Bauer ist „das Christentum eine sehr spezielle Religion, in der religiöse Konzepte des Sakralen permanent unterlaufen werden. Zuerst durch Jesus von Nazareth, der als Nichtpriester mitten im Alltag auf den Straßen Galiläas – also: als profane Person zu profaner Zeit an profanem Ort – genau das tat, was dem Hohenpriester am Jom Kippur im Jerusalemer Tempel – also: einer sakralen Person zu sakraler Zeit an sakralem Ort – vorbehalten war: heilschaffende Sündenvergebung im Namen Gottes. Diese jesuanische Profanierung macht eine Differenz von Sakralem und Heiligem sichtbar.“<sup>5</sup> Im Deutschen ist diese Unterscheidung sprachlich schwierig, ein Blick in das Englische (*sacred/saint*), Französische (*sacré/saint*) oder Lateinische (*sacer/sanctus*) verdeutlicht diese Unterscheidung; das Deutsche behilft sich hier mit dem Wort „sakral“. Weiterführend ist jedoch das deutsche Wort „heilig“ (im Sinne von *sanctus*), das es mit dem Wort „heil“ verbunden ist.<sup>6</sup> „In diesem ganzheitlichen heilvollen Sinn steht ‚St. Maria‘ für faszinierend

---

<sup>1</sup> Auszug aus der Hausarbeit von Stefanie Orth im Rahmen der Zweiten Dienstprüfung zur Gemeindeführerin, Betreuung Prof. Dr. Bernhardt Spielberg.

<sup>2</sup> Christian Bauer, Gott anderswo? - Zur theologischen Architektur des Wandels, in: A. Gerhards (Hrsg.): Kirche im Wandel, Erfahrungen und Perspektiven, Münster 2022, S. 19 - 32., S.19.

<sup>3</sup> Ebd., S. 22 f.

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 23.

<sup>5</sup> Ebd., S. 23.

<sup>6</sup> Vgl. ebd., S. 23.

hybride, gleichzeitig sakral-heilige und profan-heilige Raumnutzung, welche die herkömmliche komplementäre Dichotomie von Sakralem und Profanem auf ein Heiliges hin überschreitet, dass beide Sphären zugleich umfasst, durchdringt und verwandelt.“<sup>7</sup> Christian Bauer schreibt zu dieser wichtigen Unterscheidung: „Geht es um eine inhaltliche Präzisierung des Heiligen, dann kann das Deutsche jedoch weiterhelfen. Das Heilige ist dort nämlich etymologisch eng an das Adjektiv «heil» gebunden, was soviel wie ‚ganz, gesund und unversehrt‘ bedeutet. Gott als der Heilige schlechthin steht also für Heil - und Heil ist, wo man ganz sein darf. Es schafft Identität in den Differenzen des Lebens. Das bedeutet, dass ich mit mir selbst identisch sein darf, und zwar diachron in den Bruchstücken meiner Lebensgeschichte genauso wie synchron in den Rollenwechseln meiner Alltagswelt. Die theologische Rede vom Heil Gottes kann somit zu einer zeitgemäßen, da differenztauglichen Spiritualität verhelfen, die nicht, außerhalb oder oberhalb dieser Erfahrungen zu haben ist, sondern nur in ihnen und durch sie hindurch.

Nötig ist also eine Abkehr vom Dualismus profan-sakral und ein Überschreiten dieses Verständnisses hin auf ein Drittes, Neues – und eigentlich „Altes“ und Grundlegendes: „Wenn es ... um Kirchen im Wandel geht, dann ist die theologische Wandlungsperspektive der Kirche ihr entsprechendes allmähliches Aufgehen in jenem Reich Gottes, in dem es keinen ‚Tempel‘ (Offb 21,22) mehr gibt und Gott ‚alles in allem‘ (1 Kor 15,28) ist. ... Gott ist überall dort präsent ..., wo Menschen in jesuanischer Praxis aufatmen und über sich hinauswachsen, zu sich und zueinander finden, aufrecht gehen lernen und sich ihr Leben zum Guten wendet. Mission ist dabei nichts anderes als eine Selbstentgrenzung der Kirche auf ihren je größeren Gott, genauer: auf dessen heilschaffende Präsenz in der Welt. Eine solche messianische Öffnung des Sakralen ins Profane hinein findet sich bereits in der alttestamentlichen Exiltheologie nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels: „Das alte Bekenntnis Israels ‚Gott wohnt in unserer Mitte‘ [...] bekommt damit einen neuen Sinn. Es bedeutet nicht mehr: Gott wohnt in unserem Lande oder in unserem Tempel; es heißt jetzt: Gott wohnt ... zwischen uns, ... in dem, was wir tun.“ (Zerfaß).“<sup>8</sup> „Wenn Gott aber überall in der Welt präsent ist, welche Funktion haben dann Kirchen?“, fragt Christian Bauer abschließend, um diese Frage so zu beantworten: ‚Kirchen lassen sich als zeichenhafte Orte bestimmen, ... sichtbare Zeichen der unsichtbaren Präsenz Gottes in der Welt‘.“<sup>9</sup>

Menschen brauchen – manche, vielleicht - Kirchen, um an diesen Gott glauben, zu ihm beten zu können. Gegen dieses menschliche Bestreben vom ‚Festhalten‘, ‚Einbunkern‘, ‚Manifestieren‘ setzt die Bibel: „Gott, der die Welt erschaffen hat und alles in ihr, er, der Herr über Himmel und Erde, wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand gemacht sind.“ (Apg 17, 24). Und Gott lässt den Propheten Nathan zu König David sagen: „Du willst mir ein Haus bauen, damit ich darin wohne? Seit dem Tag, als ich die Israeliten aus Ägypten heraufgeführt habe, habe ich bis heute nie in einem Haus gewohnt, sondern bin in einer

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 23.

<sup>8</sup> Ebd., S. 28 ff.

<sup>9</sup> Ebd., S. 31.

Zeltwohnung umhergezogen? Habe ich in der Zeit, als ich bei den Israeliten von Ort zu Ort zog, jemals ... ein Wort gesagt und sie gefragt: Warum habt ihr mir kein Haus aus Zedernholz gebaut?“ (2 Sam 7, 5-6).

Matthias Krieg verweist in seinem Beitrag, den er programmatisch mit „Kirche für Menschen“ überschrieben hat, auf „das Urmodell der Heiligkeit, die sich aus der souveränen Gegenwart der göttlichen Kraft ergibt: Gott erscheint im Feuer und entzündet einen Dornbusch. Dies ereignet sich gerade nicht an einem für Gott vorgesehenen Ort oder in einem für Gott gebauten Tempel, sondern im gewöhnlichen Nomadenalltag der Steppe. Die Heiligkeit des Ortes ist ein *momentum*, ist die heilige Weile, die wieder vergeht. Heiligkeit ist das göttliche Sichereignen, es kann nicht angeeignet und festgeschrieben werden. Gott ist souverän und nicht domestizierbar (Ex 3,1-5).“<sup>10</sup>

In dem Buch ‚zu weit – Über die Grenzen von heilig und profan‘<sup>11</sup> nähert sich Katharina Gebauer der Thematik und regt zum eigenen Nachdenken, Diskutieren und Grenzen ausloten an. P. Meinrad Dufner OSB, Künstler und Mönch, antwortet auf ihre Frage nach heilig und profan: „„Schauen wir es theologisch an: ‚Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan‘, sagt Jesus. Es gibt also keinen heiligeren, göttlicheren Ort als dort, wo der Mensch ist. ... Er ist immer die Hauptblickrichtung Gottes.... Es kann nicht sein, dass wir Gott in den Tabernakel stellen und nur dort ist er gegenwärtig. Das wäre unheilig und eine Pervertierung. Jesus machte keine Grenze zwischen heilig und profan. Der Riss zwischen sakral und profan wurde durch die Menschwerdung Gottes geschlossen. Vor Jesu Geburt gab es Profanes, doch mit ihm wurde das Christentum eine Religion mitten in der Welt. Der Definition nach ist profan etwas ‚vor dem Heiligtum‘ - das ist im Christentum eigentlich nicht mehr zu halten, weil da nichts mehr ist ‚im Vorhof‘ des Heiligen. Am besten sehen wir das am zentralen Ritus der Christen. Es geht um den alltäglichsten Vorgang der Welt: Esst und trinkt. Nur das. ... Wir wissen sicher, das sagt die Bibel, das Gotteszeugnis ist dort, wo der Beschädigte, der Kranke, der hilfsbedürftige Mensch oder die hilfsbedürftige Kreatur ist. Das sind ganz sicher Orte Gottes. Das ist sicher. Sicherer als im hohen Dom.“<sup>12</sup>

Herbert Fendrich plädiert im Anschluss an dieses biblische Verständnis in einem Kommentar zu den Essener Leitlinien für das Konzept einer ‚offenen Kirche‘ mit sakraler und profaner Nutzung: „Theoretisch (d.h. theologisch) sollten wir Abschied nehmen von einem einseitigen Verständnis des Kirchenraumes im Sinne einer monofunktionalen Sakralität. Und zwar nicht nur, weil wir uns diesen Luxus nicht mehr leisten können. ... Eine ‚offene‘ Kirche kann überzeugendes Zeichen für die ‚Kirche in der Welt von heute‘ sein. Es besteht nicht die Gefahr, dass sie dabei ihre zentrale Funktion als Ort für Gebet und Liturgie verliert. Sie könnte eine Kirche für ‚Sonntag‘ und ‚Alltag‘ werden, für Glaube und Leben.“<sup>13</sup> Christian Bauer fragt kritisch

<sup>10</sup> Matthias Krieg, Kirche für Menschen in: Jahrbuch Diakonie Schweiz 3 (2019), S. 93-105, hier S. 97.

<sup>11</sup> Katharina Gebauer, zu weit – Über die Grenzen von heilig und profan, Würzburg 2020.

<sup>12</sup> Gebauer: zu weit, S. 115.

<sup>13</sup> Manfred Keller, Kirchen - Symbole der Gegenwart Gottes im Alltag der Welt in: Manfred Kellner, Joachim Gallhoff (Hrsg.), Erweiterte Nutzung von Kirchen - neue Modelle mit kirchlichen und weltlichen Partnern, Berlin 2015, S.8-13., hier S. 9

nach der Motivation der Kirchen, wieder verstärkt ‚in der Welt‘ präsent zu sein: „Es ist eine überraschende Parallele, dass alle großen Weltreligionen im 20. Jahrhundert aus der ihnen zugewiesenen Nische des Privaten heraus wieder auf das Profane auszugreifen begannen - die entscheidende Frage ist nur, ob sie dies im Zeichen des Sakralen oder im Zeichen des Heiligen tun.“<sup>14</sup>

## 1.2 Der diakonische Charakter von Kirchenräumen

Christoph Sigrist hat eine Krieteriologie für die diakonische Nutzung von Kirchen entwickelt. Dabei geht er von drei Grundannahmen aus:

Der diakonische Charakter des Kirchenraumes ist dadurch begründet, dass „Kirchenräume als *Gasträume* Menschen einladen, Leben zu teilen und der Präsenz von Mensch und Gott Raum zu geben.“<sup>15</sup> Daraus folgen die die ersten beiden Kriterien:

- Kriterium der Egalität von unten: Alle Menschen haben im Kirchenraum den gleichen Stellenwert.
- Kriterium der Solidarität: „Die Einladung ist Ausdruck jener sich bildenden, temporären Gemeinschaft, die hört, hilft, lernt und sich zum Fest bereitmacht.“<sup>16</sup>

Der diakonische Charakter ist des Weiteren dadurch begründet, dass Kirchenräume *Schutzräume* sind, die „Menschen in ihrer Verletzlichkeit schützen und ihnen den Platz im Leben frei- und offenhalten.“<sup>17</sup> Daraus ergeben sich die beiden nächsten Kriterien:

- Kriterium der Vulnerabilität und Resilienz: Dieser Schutz gilt dem Menschen als sterbliches Wesen, ganz besonders aber dem je konkreten Menschen in seiner „Verletztheit, Fragmentarität und Resilienz“.<sup>18</sup>
- Kriterium der Optionalität: Ganz besonders gilt der Schutz den Menschen, die ihn aufgrund einer höheren Verletzlichkeit, Ausgesetzttheit oder Benachteiligung ganz besonders bedürfen.

Die dritte Grundannahme, dass der diakonische Charakter von Kirchenräumen darin begründet liegt, dass sie *Zwischenräume* sind, führt zu den letzten beiden Kriterien. Zwischenräume ermutigen nach Sigrist Menschen und räumen ihnen die Möglichkeiten ein zu wachsen und Andere zu werden.

- Kriterium der Sakralität: „Diese Ermutigung stellt menschliches Handeln in den Raum göttlichen Segenshandelns und lässt Wirkungen der schöpferischen Kraft des Segens als heilende Kraft erfahren.

---

<sup>14</sup> Chr. Bauer, Comeback Gottes? Eine theologische Polemik gegen die Rückkehr des Sakralen, in: Orientierung, Nr. 1, 72. Jahrgang, Zürich 2008, S. 7-10, hier S. 10.

<sup>15</sup> Christoph Sigrist: Spuren zur diakonischen Nutzung des Kirchenraumes in: Pastoraltheologie 106. Jg. (2017), S. 380 - 392, hier S. 384 f.

<sup>16</sup> Ebd., S. 385.

<sup>17</sup> Ebd., S. 385.

<sup>18</sup> Ebd., S. 385.

- Kriterium der Transformität: Diese Ermutigung eröffnet dem Menschen Spielraum, Schwellen und Grenzen zu überschreiten und sich zu verändern und zu erneuern.“<sup>19</sup>

Für Sigrist ist dies das symbolische Kapital von Kirchen: Gastraum, Schutzraum, Zwischenraum sein: „Dieses symbolische Kapital besitzt mit dieser Qualität diakonisches Potential, das bei der Umnutzung von Kirchenräumen entscheidende Impulse zur Konkretion gibt und erhellende theologische Deutungszuschreibungen bei der Begründung konkreter Umnutzung generiert.“<sup>20</sup>

Am Beispiel der Kirche Rosenberg in der schweizerischen Stadt Winterthur, die temporär zu einer Unterkunft für Geflüchtete wurde, macht Sigrist deutlich, was passieren kann, wenn Menschen ernst machen mit den drei Grunddimensionen diakonischer Qualität von Kirchenräumen:

„Die Grundlage für eine diakonische Umnutzung des Kirchenraumes wird zur Vorlage für die Transformation von Kirchenräumen in heilende Heterotopien, wo Menschen einander solidarisch, achtsam und mit Respekt begegnen. An solchen Orten weht der Geist einer ‚heruntergekommenen Sakralität‘, die sich mit dem Dreck von Elend und Not so verbindet, dass daraus eine spezielle Legierung einer anders erfahrenen Sakralität entsteht: Kirchenräume werden in neue Horizonte, christlich gedeutet in den Horizont des Reiches Gottes, gestellt und Menschen beginnen, am Tag zu träumen.“<sup>21</sup>

Rainer Bucher plädiert geradezu für das Primat der diakonischen Nutzung: „Dabei sollte aus grundlegend theologischen Gründen die *diakonisch* akzentuierte Nutzung favorisiert werden. Man sollte sich Kirchengebäude zukünftig als multifunktionell genutzte pastorale Räume vorstellen, immer auch liturgischer Raum, immer auch Versammlungsraum, vor allem aber immer auch Raum der konkreten diakonischen Selbstverausgabung für die Bedürftigen, offen und voller Angebote. Denn die Diakonie ist ein gleichrangiger Grundvollzug der Kirche, Gott ist tatsächlich die Liebe und Christus in den Armen ebenso präsent wie in der Eucharistie. ... Es böte zudem die Chance, zumindest an diesem Ort die institutionell oft weit auseinandergetretenen kirchlichen Grundvollzüge exemplarisch zusammenzubringen.“<sup>22</sup>

## **2. Das ‚Raumparadoxon‘ der Kirchen als Chance einer neuen pastoralen Raumidee**

In der kirchlichen Landschaft, in nahezu allen deutschen und deutschsprachigen Bistümern geht es derzeit um „Räume“, pastorale Räume, die weiter gedacht, anders und neu umschrieben, inhaltlich neu gefüllt werden müssen. Pikanterweise liegt der Grund dafür darin, dass kirchliche Räume zunehmend leer geworden sind: Kirchen, Priesterseminare, theologische Fakultäten, kirchliche Verbände,

---

<sup>19</sup> Ebd., S. 385.

<sup>20</sup> Ebd., S. 386.

<sup>21</sup> Ebd., S. 388.

<sup>22</sup> Rainer Bucher, Kreative und multiple Kirchenraumnutzung, in: Theologisch-praktische Quartalschrift, 165. Jg (2/2017), S. 115 - 122, hier S. 122.

Gemeindezentren, Gottesdienste – überall dort ist mittlerweile sehr viel Platz.<sup>23</sup> Matthias Sellmann formuliert zu dieser Erfahrung: „In dunklen Stunden wird man dabei ratlos: Es sieht so aus, als wären nach den langen fetten Jahren einer satten christlichen Kulturdominanz eben nun die anderen dran. Wenn man so will: ... Früher haben wir die Plätze angewiesen - heute sitzen wir nur noch am Katzentisch der Gegenwartskultur. Die Erfahrung, im Weg zu stehen und von den Zeitgenossinnen und -genossen zum Platzmachen aufgefordert zu werden, ist vor allem deswegen kränkend, weil sie eine bestimmte Idee kirchlicher Raumdurchdringung freilegt, die zwar normativ dominant, aber nicht bewusst war. Deswegen ist es deprimierend, dass immer weniger Leute in den Sonntagsgottesdienst oder zur Pfarrgemeinderatswahl kommen, weil man als verfasste Kirche ein Raumdurchdringungsideal gelernt hatte, das unhinterfragt Geltung beansprucht hat, das aber jetzt auf das Empfindlichste irritiert wird. Gemeint ist das ideal, dass Kirche das ihr umliegende Territorium auf sich zu beziehen hätte, indem sie es normiert, kontrolliert und sanktioniert. Kirche, so heißt es, sollen Menschen binden, indem sie ihre Verkehrsformen normiert, sei es im moralischen Sinn, sei es im soziokulturellen Sinn, sei es im schlicht mobilitätsspezifischen Sinn. Worauf man hier stößt, bezeichnet die Katholizismusforschung als die ‚Verkirchlichung des Christentums‘.“<sup>24</sup> Und treffend beschreibt Sellmann die Folgen dieses tief verankerten (wenn auch nicht immer bewussten) Integralismus: „Wer sich dieser Raumidee eines verkirchlichten Christseins verpflichtet fühlt, der kann sich gegenwärtig nur als Versager vorkommen. Der hat den ihm anvertrauten Raum eben nicht verteidigen können. Der hat keine Bindungskraft. Der ist schuld daran, ‚dass keiner mehr kommt‘, wie es dann heißt. Der muss seine Zeitgenossen als faul, oberflächlich, lax abstempeln – schon aus psychohygienischen Gründen. Der muss wie in Johannes 21 zum unerkannten Jesus am Seeufer von Tiberias sagen: ‚Nein, wir haben zwar die ganze Nacht gefischt - aber wir haben nichts zu essen für dich.‘“<sup>25</sup> Laut Sellmann<sup>26</sup> liegt die Rettung aus dieser Depressionsspirale in einer neuen theologischen Raumdeutung: „Eine Kirche, die Platz macht, ist eine, die nicht mehr den umgebenden Raum auf sich bezieht, sondern sich auf den Raum. Hierdurch gewinnt sie neue Relevanz, neue Ausdrucks- und mit einiger Wahrscheinlichkeit auch neue Wachstumsmöglichkeiten.“<sup>27</sup>

Will Kirche im Leben der Menschen - weiterhin oder wieder - eine Rolle spielen, muss sie in den sozialen Raumkonstruktionen dieser Menschen auch vorkommen und aus deren Perspektive nützlich sein. Matthias Sellmann formuliert das so: „Mit anderen Worten: Raumnutzung ... wird ... gelegentlichsförmig. Und so verändert sich ... der pastorale Raum: Er rückt mehr und mehr weg von geographischen Markern hin zu einer Wahrnehmung, welche (religiösen) Gelegenheiten für sinnvolles und erfülltes Leben und Gestalten er bietet. Die Nutzer und Nutzerinnen von pastoralen Gelegenheitsstrukturen werden daher als

---

<sup>23</sup> Vgl. Matthias Sellmann, Für eine Kirche, die Platz macht, in: Diakonia, Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral (2017), S. 74-82, hier S. 74 f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 74 f.

<sup>25</sup> Ebd., S. 77.

<sup>26</sup> Ebd., S. 77 f.

<sup>27</sup> Ebd., S. 77.

aktive Subjekte modelliert. Waren sie im überkommenen integralen Raumdenken die im Nahraum zu versorgenden Gläubigen, so geraten sie nun in den Blick als aktive Ich-Unternehmerinnen; als Biographiekonstrukteure; als anspruchsvolle religiöse Lead-User. Für die Planung von Pastoral entstehen damit ganz neue Herausforderungen, die aber alle getragen sind von der Idee, eine Kirche zu bilden, die sich auf den übergreifenden gemeinsamen Raum bezieht statt umgekehrt. Jetzt kommt in den Blick, wie Menschen ihren Lebensraum auch in religiöser Weise dekonstruieren und konstruieren. Jetzt wird aus dem Bindungs- und Kontrollinteresse ein Gestaltungsinteresse. Jetzt wird aus Allzuständigkeit Neugier. Jetzt werden die religiösen Konstruktionen der Leute eine nicht nur dekorative, sondern konstitutive Größe. Jetzt bindet sich Kirche an diese Konstruktionen und katalysiert damit das dauernde Lernen ihrer eigenen Tradition (GS 44). Jetzt ist der große pastorale Raum nicht mehr notwendig der leere Raum, einfach weil Kirche fehlt - sondern der gefüllte. Denn er ist der säkulare Raum aller, voller Deutungen des Lebens, voller Versuche, das Leben zu meistern, voller Haupt- und Umwege, voller Bedarf an Tipps, Idolen, Idealen und Ritualen. Dies ist die ekklesiologische Vision einer Kirche, die Platz macht – dass sie sich selber Platz macht; dass sie sich selber nicht mehr im Weg steht mit integralen Erwartungen an sich selbst und an die Leute; dass sie aufatmet, weil ihr der Blick in den säkularen Raum nicht mehr vor allem das eigene Fehlen zeigt, sondern die Chance einer neuen wirksamen Präsenz. ... Eine Kirche, die Platz macht, macht Platz für Säkularität. Sie macht Platz für das Gemeinwohl. Sie macht Platz für Talente, für Wachstum, für Potenzialentfaltung. Sie macht Platz für Meinungs- und Versammlungs-freiheit. Sie macht Platz für den je eigenen Reim auf das Leben. ... Pastorale Leidenschaft will nicht als Erstes, dass alle in die Kirche kommen, sondern dass alle zu sich und zum Gemeinwohl kommen, zu ihrer Größe, ihrer Aufgabe, ihrer eigenen Lebensmaxime.“<sup>28</sup> Sellmann nimmt im Folgenden die schon zu hörenden kritischen Fragen auf, ob dann Pastoral nichts anderes sei als das, was jeder Sozialarbeiter oder Politiker tue. Selbstverständlich ist diese Frage angemessen, ja muss gestellt werden. Worin liegt die „zentrale Referenzgröße dieser Sendung und ihrer unzähligen Ausdrucksformen“?<sup>29</sup> Mit Sellmann lautet die Antwort: „Was trägt die jüdisch-christliche Gottesrede, was trägt religiöse Qualität zu den zahlreichen konkreten Herausforderungen freiheitlicher Selbstbestimmung und humaner Gesellschaftsgestaltung bei? Der genuin religiöse Charakter kirchlicher Beiträge wird also gerade nicht horizontalisiert und mit Sozialarbeit oder Politik gleichgeschaltet; allerdings wird er relationiert auf dieselben Fragen, auf die eben auch gute Sozialarbeit oder Politik hin ausgerichtet sind: eben auf den Nutzen für jene Sphären der Säkularität, in denen es um das geht, was alle angeht.“<sup>30</sup> Sellmann formuliert in seiner Vision weiter: „Was sich zeigt: Wenn Kirche es schafft, sich selbst im Horizont moderner Säkularität neu zu lernen und in gewissem Sinn neu zu gründen, dann hat sie jede Menge Platz gemacht - sie wird aber auch erkennen, dass sie ganz neue Plätze bekommt. Denn will Säkularität sein, was sie sein soll - nämlich Freiheit -, braucht sie auch Raum für das Angebot religiöser Qualität. Wichtig bleibt

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 78 f.

<sup>29</sup> Ebd., S. 79.

<sup>30</sup> Ebd., S. 80.

dabei: im neuen, nicht-integralistischen Verständnis ist und bleibt ‚Qualität‘ ein Name, den einem die anderen geben. Die Herausforderung liegt darin, das Faszinierende des jesuanisch bezeugten Glaubens so in den öffentlichen Raum hinein zu kommunizieren, dass dieser es als relevanten Beitrag erkennen und nutzen kann.<sup>31</sup> Sellmann beschreibt mit zwei raumgebenden Worten die Anforderungen an Menschen, die eine solch platzmachende Kirche bilden - höflich und großzügig: „Es sind anspruchsvolle Adjektive. Denn beide Gesten bezeugen innere Freiheit. Und beide gehören zusammen: Höflichkeit ohne Großzügigkeit wird lahm; Großzügigkeit ohne Höflichkeit schüchtert ein.“<sup>32</sup> Und Sellmann beschließt seinen Artikel mit den Worten: „Eine magnetisierende Vision: Eine Kirche, die Platz macht, motiviert und bildet Menschen, höflich und großzügig zu werden – und dies eben nicht in saurer Pflichtethik, sondern als Klugheits- und Glücksprogramm. Diese Kirche verschweigt nicht nur nicht, dass dies ein Kreuzweg ist, der einem weder die eigenen Abgründe noch die einer Welt erspart, die mir nie ganz genügen kann – sie lehrt sogar aktiv, dass es so kommen wird. Sie erzählt aber auch davon, dass wer so lebt, einen Rückenwind erfährt, den die Kirche Gott nennt und der aber auch jeden schiebt, der diesen Namen nicht zu nennen wagt. In den leeren Freiheitsraum der Säkularität hinein anbietend zu erzählen, dass man höflich und großzügig leben kann - und wie das geht - und wie schön das ist - und wie nützlich für alle - und dass man da biographische und politische Entdeckungen macht, die einem den Atem rauben - das ist die Aufgabe und der Adel einer Kirche, die Platz macht.“<sup>33</sup>

### **3. Theologische Perspektiven und Learnings**

#### **3.1 Freigeben, um den ‚unerwarteten Räumen‘ Raum zu geben**

Schlüsselworte der heutigen Zeit sind Fluidität, Mehrdeutigkeit, Gleichzeitigkeit. Für das Projekt St. Johannes bedeutet dies, dass die Verantwortlichen in einen Modus des Öffnens, Lernens und Freigebens kommen. Nicht wir ‚haben‘ die Ideen, sondern wir möchten den Raum freigeben für die Ideen der Menschen, die kommen. Das heißt nicht, dass die Verantwortlichen nicht auch eigenes beisteuern. Es geht um eine Haltungsänderung, die in einem Artikel über ‚St. Maria als‘ wie folgt beschrieben wird: „Freigeben bedeutet das Gegenteil von Aufgeben. Freigeben des Evangeliums bedeutet nicht es preiszugeben, sondern es für biographische, soziale und kulturelle Aneignungsprozesse anzubieten. Wer freigibt, kann nicht mehr direkt kontrollieren, ist aber auch nicht einfach verschwunden. Sobald man den Kirchenraum, eine bekenntnisfixierte Engführung und die Erwartung dauerhafter Kirchenbindung freigibt, explodiert das Interesse an dem, was man als Kirche der Stadt frei zu geben hat. Und umgekehrt. ... St. Maria kann als Ort einer ereignisbasierten Pastoral im urbanen Raum verstanden werden. Die ‚Stabilitas loci‘ des Kirchenbaus verbindet sich mit den verflüssigten Lebens-, Sozial- und Kulturformen der Stadt. Nicht mehr die vorformatierten Absichten und Konzepte bestimmen und begrenzen das, was passiert. Es sind die

---

<sup>31</sup> Ebd., S. 81.

<sup>32</sup> Ebd., S. 81.

<sup>33</sup> Ebd., S. 81 f.

Menschen und Initiativen, die Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängste der Menschen im Stadtteil und der Passanten, für die St. Maria zu einem Ereignis werden kann.“<sup>34</sup>

### 3.2 Spiritualität der Offenheit

Soll das Projekt St. Johannes gelingen, gilt es in einen wirklichen geistlichen Prozess zu kommen (anders als die so oft bei Kirchenentwicklungsprozessen beschworenen), der Spur des Evangeliums zu trauen, radikal alte Annahmen über Bord zu werfen und immer wieder liebgewonnene Bilder zu verflüssigen, Ernst zu machen mit dem Anliegen Jesu, ‚dass sie das Leben haben und es in Fülle haben‘ (Joh 10, 10) - nicht Menschen für eine Organisation rekrutieren zu wollen. Schüßler und Schweighofer schreiben dazu: „Man muss also weder Gott in der Geschichte retten noch kirchliche Sozialformen für die Zukunft sichern. Das Evangelium ‚hängt für immer an einem unvorhersehbaren Ereignis, ... der absolut einzigartigen Fähigkeit jedes Menschen, ins Leben Vertrauen zu setzen, Vertrauen auf sich selbst und auf die anderen‘. Spirituell wird es für die Kirche darauf ankommen, einem Ereignis in der Spur des Evangeliums wirklich zu trauen, wo auch immer es denn passiert. Genau das meint ereignisbasierte Pastoral. Und zwar auch dann, wenn damit kein Gemeindemitglied gewonnen wird und man nicht weiß, ob eine Geschichte mit Gott gerade begonnen, fortgesetzt oder unterbrochen wurde. ... Man darf die Präsenz Gottes nicht auf jene Bereiche einengen, wo er explizit benannt und wo ausdrücklich an ihn geglaubt wird. Wenn sich Kirche als die sozialen Konkretionsversuche des Evangeliums heute über formale Organisation und kompakte Vergemeinschaftung hinaus verflüssigt, dann kann wohl vermutet werden, dass Gott dabei selbst seine Finger im Spiel hat.“<sup>35</sup>

### 3.3 Die Spur des Evangeliums als Nutzungskriterium

Damit St. Johannes kein beliebiger weiterer Veranstaltungsort wird, braucht es eine klare Spur. Schüßler und Schweighofer schreiben hierzu (über ‚St. Maria als‘, die mangels anderer Alternativen auch hierfür als Beispiel zitiert wird): „St. Maria könnte sich als ein pastoral kuratierter Raum verstehen, der nicht allein für kirchliche, aber sorgfältig ausgewählte Ereignisse und Handlungsformen Platz bietet. Kuratieren meint, dass viele verschiedene Formen vernetzt werden können, aber es gibt eine Spur, um die das Kuratierte kreist. Diese Spur wäre bei pastoral kuratierten Formen das Evangelium, die befreienden Ereignisse, die vom Glauben her als Gnadenchancen für das Reich Gottes identifiziert werden könnten. Kunst-Kuratoren gestalten in der Regel wenig eigene Kunstwerke oder Ausstellungstücke, sondern sie haben einen Blick für das, was andernorts oder auch direkt vor der eigenen Haustür an Sehens- und Ausstellungswertem geschieht. Parallel dazu wäre es die Aufgabe von den Verantwortlichen in St. Maria ihre Umgebung und

---

<sup>34</sup> Michael Schüßler und Teresa Schweighofer, „St. Maria als ...“ Leerstellen als kreatives Konzept urbaner Pastoral, S. 4: [https://www.veitshoechheim-evangelisch.de/system/files/dateien/st\\_maria\\_konzept\\_2017\\_end.pdf](https://www.veitshoechheim-evangelisch.de/system/files/dateien/st_maria_konzept_2017_end.pdf) (abgerufen am 01.05.2023).

<sup>35</sup> Ebd., S. 5.

unsere Zeit insgesamt genau zu beobachten und feinfühlig jenen Spuren Platz bieten, in denen sich Gottesbegegnung in irgendeiner Form potentiell ereignen könnte.“<sup>36</sup>

Diese Sicht- und Herangehensweise hat enge Parallelen zum vorhergehenden Punkt: Ohne eine Vergewisserung über die Spur des Evangeliums, ohne Suchen und Ausloten, ohne das behutsame Hinspüren auf ‚die Zeichen der Zeit‘, ohne die Verknüpfung von Sozialraumorientierung und Evangeliumsorientierung ist ein solches Kuratieren zum Scheitern verurteilt. Und es kann nur gemeinsam gelingen. Als Wegmarken dieser Orientierung können die beiden Worte von Schüßler und Schweighöfer dienen: ‚gastfreundliche Gratuität‘ und ‚unaufdringliche Antreffbarkeit‘<sup>37</sup>, wo dies verwirklicht ist, wird der Ereignisraum offen gehalten.

### 3.4 Kirchenentwicklerische Perspektive

In einer Zeit, in der die Kirche nicht mehr „Herrin über die Partizipationsmotive ihrer eigenen Mitglieder ist und auch nicht mehr werden wird, muss (Anm. die Kirche) situativ, also im doppelten Index von Ort und Zeit, aufgabenorientiert flexible Sozialformen ihrer selbst entwickeln und das in einem offenen Such- und permanenten Evaluationsprozess. Sie braucht hierfür viele differenzierte, vernetzte und konkurrenzfrei agierende Orte. Dabei wird sie ihr altes Prinzip der ‚Überschaubarkeit‘ und damit Beherrschbarkeit der eigenen Sozialräume aufgeben müssen zu Gunsten des Prinzips der Zugänglichkeit, Erreichbarkeit und Sichtbarkeit für die Anderen, die Fremden, zuvorderst die Bedürftigen. ... Nur wenn man mit Fantasie und Kreativität und weit jenseits von pastoralplanerischer Technokratie, klerikalen Monopolansprüchen und gemeindetheologischem Communio-Familiarismus an das Problem herangeht, kommt man aus den religionsgemeinschaftlichen Reaktionsautomatismen heraus.“<sup>38</sup> Rainer Bucher plädiert dafür, „Kirchengebäude nicht nur als „Versammlungsraum der Gemeinde“, sondern auch als weithin sichtbaren Ort pastoraler ‚Gastfreundschaft, Anonymität und der Spontaneität‘ für alle“<sup>39</sup> zu begreifen.

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 6.

<sup>37</sup> Ebd., S. 5.

<sup>38</sup> R. Bucher, Kreative und multiple Kirchenraumnutzung, in: Theologisch-praktische Quartalschrift, 165. Jg (2/2017), S. 115 – 122, hier S. 121.

<sup>39</sup> Ebd., S. 121.